Die ersten Zeugen im Hitler-Prozeß

7. Sitzungstag

Nachmittagssitzung

München, 4. März. (Eig. Drahtbericht)

Von den elf Zeugen der Infanterieschule wurden in der Vormittagssitzung, die hinter verschlossenen Türen stattfand, nur zwei vernommen. Auf die Vernehmung der übrigen wurde verzichtet.

Zu Beginn der Nachmittagssitzung, um 3 Uhr, ist eine Reihe früherer Polizeibeamter als Zeugen erschienen. Nach Feststellung ihrer Personalien verlassen sie wieder den Sitzungssaal, da zunächst noch von der Verteidigung einige Ausführungen gemacht werden.

Justizrat Dr. Schramm gibt folgende Erklärung ab: „Hauptmann Röhm hat angegeben, daß der Leutnant der Reserve Casella auf dem Sterbebett gesagt habe, daß er von Oberleutnant Braun erschossen worden sei. In der „Großdeutschen Zeitung" ist nun zu lesen, daß am 3. März der Kommandeur des 19. Reserveinfanterieregiments, Oberstleutnant Berchem, eine Preisverteilung vorgenommen hat. Dabei kam er auf den Oberleutnant Braun zu sprechen, den er als einen ausgezeichneten Offizier bezeichnete und den er gegen die Angriffe des Angeklagten Röhm verteidigte. Oberstleutnant Berchem hat dabei Röhm, bis dieser seine Behauptungen zurücknimmt, als den niederträchtigsten Verleumder bezeichnet. Außerdem wurden die Soldaten aufgefordert,

diesem Zivilisten, der derartiges über Braun aussage, so über den Mund zu fahren

oder zu schlagen, daß es ihm ein zweites Mal vergehe. Ich halte diese Sachdarstellung für so ungeheuerlich, daß ich annehmen muß, daß sie nicht wahr ist. Ist sie aber wahr, so erwarte ich, daß Oberstleutnant Berchem seine Aeußerungen schleunigst zurücknimmt. Gibt er durch sein Schweigen zu erkennen, daß seine Darstellung wahr sein soll, wird wohl Hauptmann Röhm den Oberstleutnant Berchem zur Rechenschaft zu ziehen wissen.

Der Vorsitzende teilt darauf mit, daß vom Kommandeur des Reserve-Infanterieregiments 19 eine Erklärung eingelaufen ist, die folgenden Wortlaut hat: „Zur Erklärung des Hauptmanns Röhm erkläre ich als Kommandeur des 1. Bataillons des 19. Infanterieregiments mit Bezug auf den Tod Casellas, daß von Oberleutnant Braun überhaupt kein Schuß abgegeben worden ist und daß auch von diesem nicht die Bemerkung fiel: „Ich bin Soldat. Dafür werde ich bezahlt!" Ebensowenig wurde von Braun der Versuch gemacht, Offizieren die Achselstücke herunterzureißen. Auch Professor Schmidt, der Casella beigestanden hat, hat erklärt, daß ihm gegenüber Casella den Namen des Oberleutnants Braun niemals ausgesprochen hat."

Es wird hierauf in die

weitere Zeugenvernehmung

eingetreten.

Oberregierungsrat Tenner

der Stellvertreter des Polizeipräsidenten Mantel, äußert sich über die Persönlichkeit und die politische Einstellung des Angeklagten Frick. Er habe den Eindruck gewonnen, daß Frick durchaus rechts eingestellt sei und mit den führenden deutschvölkischen Persönlichkeiten enge Beziehungen unterhalte. Er habe aber niemals den Eindruck gehabt, daß sich Frick einer Bewegung anschließen würde, die auf einen gewaltsamen Verfassungssturz hinarbeitet. Die Vernehmung des Zeugen bestätigt, daß am 23. Oktober eine Besprechung des Kampfbundes über den kommenden Umsturz stattgefunden hat. Auf ihr wurden Pöhner für das Ministerium des Innern, Dr. Frick für das Polizeipräsidium in München genannt.

Die darauf folgende Vernehmung des Regierungsrats Werberger von der Polizeidirektion ergibt nichts wesentlich Neues.

Der nächste Zeuge,

Regierungsrat Balß

erklärt, er habe nach den Vorgängen im Bürgerbräukeller Kahr, Lossow und Seisser für die Inhaber der tatsächlichen gesetzmäßigen Gewalt gehalten. Stutzig geworden sei er durch ein Telephongespräch mit Nürnberg, in dessen Verlauf ihm der dortige Polizeireferent mitteilte, daß Reichswehr von Nürnberg gegen München in Marsch gesetzt worden sei. Bei seiner Anfrage im Generalstaatskommissariat habe er eine ausweichende Antwort bekommen.

Staatsanwalt: Haben Sie gehört, daß Hitler im Bürgerbräu erklärte: „Die Leitung der provisorischen nationalen Regierung übernehme ich?"

Zeuge: Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wie die Erklärungen gelautet haben. Ich hatte aber nicht den Eindruck, daß Hitler den Reichskanzlerposten übernehmen wollte. In vaterländischen Kreisen wurde davon gesprochen, daß

wenn Kahr ans Ruder komme, Hitler die Stelle eines Trommlers einnehmen werde

Hitler: Ich habe erklärt, daß ich bis zur endgültigen Abrechnung mit den November-Verbrechern die Leitung des politischen Amtes übernähme. Wenn ich Reichskanzler hätte werden sollen, so hätte ich diesen Titel auch vorgeschlagen. Bescheidenheit lehne ich in dieser Beziehung ab, wenn ein ehemaliger Portier Reichskanzler werden kann. Die Abrechnung mit den November-Verbrechern leite ich. Das wird absolut gemacht werden, Herr Staatsanwalt, wenn nicht jetzt, so doch in einer kommenden Zeit.

Justizrat Zezschwitz: War es möglich, daß Kahr im Bürgerbräukeller Komödie spielte, um ein Blutbad zu verhindern?

Zeuge: Wenn Kahr erklärt hätte, er wolle nicht mittun, wäre er vielleicht abgeführt worden, aber passiert wäre ihm nichts. Daß ein Blutbad entstanden wäre, kann ich nicht glauben.

Rechtsanwalt Holl: Von welcher Stelle aus ist der Haftbefehl gegen Ehrhardt sistiert worden, von der Polizeidirektion oder vom Generalstaatskommissariat?

Zeuge: Darüber muß ich die Aussage verweigern.

Hieran schließt sich die Vernehmung mehrerer Wachtmeister und Kriminalkommissare der Münchner Polizei, die nichts wesentlich Neues hervorbringt.

Für die Dauer der Vernehmung des Zeugen Major Huber-Bayreuth wird die Oeffentlichkeit wieder ausgeschlossen.

Am Schluß der Sitzung wird bekanntgegeben, daß der Mittwoch sitzungsfreier Tag sei und am Donnerstag ½9 Uhr mit der Vernehmung der Zeugen fortgefahren wird. Die erwartete Vernehmung Kahrs, Lossows und Seissers dürfte auch am Donnerstag noch nicht stattfinden.

Die Vereinigten Staaten, Spanien und Columbien

Aus Bogota, Ende Januar, wird uns geschrieben:

Der Besuch, den kürzlich ein hoher spanischer geistlicher Würdenträger, der Erzbischof von Burgos, Kardinal Benlloch, in Columbien abgestattet hat, ist insofern von erheblicher Bedeutung gewesen, als er die Stellung in erster Reihe Columbiens, aber Südamerikas überhaupt, zu den Vereinigten Staaten einerseits und zu Spanien anderseits, beleuchtet hat.

Es war vielleicht kein Zufall — und wenn es ein Zufall war, so kennzeichnet es jedenfalls die Situation —, daß der Besuch des spanischen Kardinals in der Hafenstadt Cartagena erfolgte. Cartagena ist im 16. Jahrhundert von den Spaniern begründet worden, und damit war der Besuch gerade in diesem Hafen symbolisch für die alten Beziehungen Columbiens zum Mutterlande. Anderseits aber macht sich gerade in Cartagena der Einfluß der Vereinigten Staaten bemerkbar. Das Gelände am Hafen in Cartagena ist fast vollständig von Amerikanern aufgekauft, aber auch in der inneren Stadt besitzen die Amerikaner zahlreiche Grundstücke. Fast in jeder Woche laufen amerikanische Kriegsschiffe, vor allem Unterseeboote, in Cartagena ein. Interessant ist auch, daß die in Columbien tätige Tropical Oil Company, eine amerikanische Gesellschaft, von der columbianischen Regierung sich die Konzession für eine Röhrenlinie hat geben lassen, die von den Anlagen der Gesellschaft am Magdalenenstrome zum Meere geleitet werden soll, aber nicht nach dem nächstgelegenen Seehafen Puerto Colombia, sondern nach dem weiter entfernten Cartagena, das schon in so mancher Hinsicht unter amerikanischem Einflusse steht, der natürlich durch die Neueinrichtung noch weiter verstärkt wird.

Unzweifelhaft würde der Hafen von Cartagena wegen der Nähe des Panamakanals einen guten Flottenstützpunkt für die Vereinigten Staaten abgeben. Mit einer gewissen Resignation hat vor einiger Zeit der angesehene columbianische Senator Anselmo Gaitan in einer Senatssitzung erklärt, der Hafen von Cartagena werde das nächste Gebiet sein, das Columbien verloren gehen würde.

Unter diesen Umständen sollte der Besuch des Kardinals gerade in Cartagena zum Ausdruck bringen, daß diese Hafenstadt noch immer ein wertvoller Bestandteil Columbiens ist. Dies wurde auch in dem Bewillkommnungsschreiben, das der Präsident Ospina an den spanischen Kardinal richtete, betont, indem es darin hieß, der Präsident sei gewiß, daß die Bevölkerung und die Ortsbehörden dieses columbianischen Gebietes dem hohen Gaste einen herzlichen Empfang bereiten würden.

Das hiesige Regierungsorgan, der „Nuevo Tiempo", hat vor und nach dem Besuche des Kardinals wiederholt in seinen Artikeln auf die Notwendigkeit des Zusammenschlusses der spanischen Rasse hingewiesen. In einem dieser Artikel hieß es mit einer recht deutlichen Anspielung auf die Vereinigten Staaten: „Es mag sein, daß in der iberischen Seele ein gewisser Hang zur Kleinstaaterei und zum Egoismus wurzelt. Aber das sind Strömungen, die man zum mindesten abschwächen müßte, damit alle iberischen Nationen — Brasilien und Portugal eingeschlossen — vor der Welt eine moralische Einheit bilden, die den Gelüsten andrer Nationen widersteht, solcher Nationen, die oftmals dank unserer törichten Nebenbuhlerschaften ihre Herrschaft ausbreiten konnten. Spanien, der großen iberischen Mutter, liegt es ob, diese Arbeit zu beginnen. Wir dürfen nicht dem Beispiel der alten Griechen folgen, damit nicht eines Tages der erobernde Druck der modernen Macedonier auf uns lastet und unsre Persönlichkeit auslöscht."

Aus dem Landtage

Der Untersuchungsausschuß für Beamtenfragen

setzte am Dienstag die Beratung über die Beschwerde des Ministerialdirektors Dr. Böhme über seine Zwangspensionierung fort. Der als Zeuge vernommene frühere Volksbildungsminister Fleißner erklärte, Dr. Böhme sei sachlich, persönlich und politisch als ungeeignet zu bezeichnen und habe sich nicht bloß gegen ihn als Minister ungehörig benommen, sondern auch seine Mitarbeiter und Untergebenen derart behandelt, daß mehrere nicht mehr mit ihm hätten arbeiten können. Auf eine Frage des Vorsitzenden, des Abg. Dr. Seyfert, ob Dr. Böhme bei Besetzungen wichtiger Stellen übergangen worden sei und ob sich durch solche Zurücksetzungen die Verhältnisse zugespitzt hätten, versicherte Fleißner, daß er stets mit Böhme verhandelt habe und in den meisten Fällen mit ihm auch zu einer Verständigung gekommen sei. Nur in vier oder fünf Fällen sei eine Verständigung nicht möglich gewesen, so daß Dr. Böhmes Vorschläge unberücksichtigt geblieben seien. Bei den Berufungen von Professoren an die sächsischen Hochschulen sei auf die politische Gesinnung der zu Berufenden keine Rücksicht genommen worden, außer bei der beabsichtigten, aber nicht zustande gekommenen Berufung von Dr. Adler aus Wien auf den Lehrstuhl für Soziologie, bei der mit berechtigter Absicht die Berufung eines Marxisten erfolgen sollte. Auf weitere Anfragen warf Fleißner dem Ministerialdirektor Dr. Böhme vor, daß er die Frage der Lehrerbildung nicht gefördert habe. Dagegen wurde eingewendet, daß Dr. Böhme die Lehrerbildung nicht als sein Ressort bezeichnet habe. Wenn Dr. Böhme einzelnen Berufungen Widerstand entgegengesetzt habe, so müsse gesagt werden, daß er das Recht der eigenen Meinung und ihrer Vertretung besessen habe. Das bestritt Fleißner nicht, erwiderte aber, daß er schließlich für alle Berufungen die Verantwortung trage und daß der Wille des Ministers ausschlaggebend sein mußte, wenn eine Verständigung mit dem Ministerialdirektor nicht möglich war. Fleißner erklärte, daß er vom Ministerialdirektor erwartet habe, daß sich dieser hinter ihn stellen werde. Dr. Böhme habe aber gegen ihn als Minister Sabotage getrieben. Da sei schließlich ein Zusammenarbeiten nicht mehr möglich gewesen. Oberregierungsrat Dr. Uhlich, der dann noch vernommen wurde, bestätigte im allgemeinen mit seinen Aussagen, was schon Fleißner gesagt hatte, und vertrat vor allem die Ansicht, daß bei Berufungen an die Universität das Vorschlagsrecht der Fakultäten nie bestritten worden sei, daß aber das Ministerium die Pflicht gehabt habe, eine Inzucht zu verhindern und dafür zu sorgen, daß ein moderner Geist auch in den Lehrkörper einziehe.

Luftrüstungsdebatte im englischen Oberhause

Annahme eines Antrages auf Verstärkung der englischen Luftflotte — Frankreichs Luftflotte zehnfach überlegen

London, 4. März

Im Oberhaus brachte **Lord Londonderry** einen Antrag ein, in dem zum Ausdruck gebracht wird, daß das Oberhaus, während es ernstlich die weitere Einschränkung der Rüstungen wünsche, soweit sie mit der Sicherheit und Unverletzlichkeit des Landes vereinbar sei, den von der früheren Regierung niedergelegten und von der Reichskonferenz angenommenen Grundsatz bekräftige, daß Großbritannien

eine Luftstreitmacht zum Heimatschutz unterhalten

müsse, die genügend stark ist, um Luftangriffen der stärksten Luftstreitmacht innerhalb des Bereiches seiner Küsten Widerstand leisten zu können. Lord Londonderry erklärte, als der Krieg zu Ende gegangen sei, habe England die stärkste Luftstreitmacht der Welt besessen. Seit dem Kriege habe sie allmählich abgenommen und heute könne

London, das Herz des britischen Reiches, von der Luft aus in kurzer Zeit vernichtet werden

Der Redner besprach dann den Zustand der gegenwärtigen Luftstreitkräfte und erklärte, die Franzosen könnten wahrscheinlich zehn Flugzeuge für jede Maschine aufbringen, die England zu seiner Verteidigung in die Luft senden könnte. Um diese außerordentliche Ungleichheit zu beseitigen, sei die Politik der früheren Regierung für eine allmähliche Ausdehnung der Luftstreitmacht eingetreten, um schließlich auf eine Stärke von 600 Flugmaschinen zu kommen.

Der **Herzog von Sutherland** erklärte, der Luftfahrtminister Thompson habe in einem kürzlich veröffentlichten Artikel Ausfälle gegen Frankreich gemacht, die ausgesprochen feindselig und militaristisch zu sein schienen. Redner verlas Auszüge aus diesem Aufsatze, in dem es heißt, den Franzosen müsse zu verstehen gegeben werden, daß letzten Endes der Gewalt mit Gewalt begegnet werden könne. Trotzdem hätte am 19. Februar die Arbeiterregierung es abgelehnt, auch nur die Mindestforderungen zu unterstützen, die von der Reichskonferenz angenommen worden seien. Er fragte, wie lange Leach der Gewalt mit Gewalt begegnen wolle, wenn er nur 100 Flugzeuge zu diesem Zwecke habe.

Welchen Zweck habe es, mit den Säbel zu rasseln, wenn man ihn nicht ziehen könne

sobald man den Wunsch dazu habe.

Der Staatssekretär für das Luftfahrtwesen Thompson erhob Einspruch dagegen, daß der Herzog von Sutherland Auszüge aus einem Artikel verlesen habe, den er geschrieben habe, bevor er Minister der Krone war. Die Entschließung, die dem Hause vorliege, fordere auf, einen Grundsatz zu bekräftigen, der tatsächlich auf die Geltendmachung eines Einmächtestandards hinauslaufen werde. Wenn man fordere, daß Großbritannien gegen die stärkste Macht innerhalb des Bereiches seiner Küste, das heißt gegen Frankreich, eine gleichwertige Luftmacht aufstellen müsse, so bedeute dies eine neue Form der Rüstungen, die sich bis ins unendliche ausdehnen lasse.

Es werde nichts andres vorgeschlagen als ein Rüstungswettlauf mit Frankreich

Wenn er den Eindruck hätte, daß irgendwie eine Notwendigkeit für die Betätigung der Grundsätze, die in dem Antrag verkörpert seien, bestehe, so würde er bereit sein, mehr zu tun, um die Luftstreitmacht auszudehnen, als die beiden vorigen Regierungen getan hätten. Der Plan für den Heimatschutz, der von der Koalitionsregierung im Jahre 1922 begonnen und von der letzten konservativen Regierung ausgedehnt worden sei, werde in der bisherigen Weise fortgesetzt werden. Weitere Maßnahmen würden ergriffen, um die Versuche zu beschleunigen und die zivile Luftfahrt zu fördern. Die Vorlage betreffend die Sicherung der Luftstreitmacht werde binnen kurzem dem Parlament vorgelegt werden. Wenn irgendeine Konferenz in der Art der Washingtoner Konferenz zugunsten einer allgemeinen Herabsetzung der Rüstungen einberufen werden sollte, werde die „Regierung diese Gelegenheit sich gern zunutze machen. Das Haus nahm hierauf trotz der Ausführungen des Luftfahrtministers den Antrag Londonderrys an.

Im weißen Rößl

Königsgräber, die durch Jahrtausende tief unter dem Wüstensand schlummerten, werden entdeckt. Die Erde tut ihre Eingeweide auf, und vor Wissensdurstigen und Spleenikern, die ohne solche Erregungen Selbstmord aus Langerweile begehen würden, werden Pharaonen entheiligt. Ferner wurde bekanntlich der erste Silberstreifen am Horizont aufgespürt. Nur für Begnadete vorläufig sichtbar. Alle, die Tutankhamen und den Silberstreifen nicht mitanschauen können, fühlen sich zu Europäern zweiten Ranges degradiert. Das war auch in Dresden bis gestern nicht anders. Bis es Alfred Meyer mit allen Mitteln eines mit allen Wassern gewaschenen Archäologen gelang, die beiden Pharaonen Amenophis Blumenthal und seinen Zwillingsbruder Ramses Kadelburg samt ihrem von den Aegyptern der sogenannten Kurfürstendammperiode gleichfalls angebeteten Streitroß der einbalsamierten Versunkenheit zu entreißen. Nicht nur, daß die Ausgrabung völlig geglückt ist! Auch der Dresdner Fall zeigt jene merkwürdige Uebereinstimmung mit Tutankhamens Erneuerungsschicksal, die gebildete, des Aegyptischen mächtige Leute die sogenannte Duplizität der Ereignisse nennen. Nämlich die beiden Pharaonen und der göttliche, aus reinstem arabischen Geblüt hervorgegangene Schimmel zeigten sich zum Erstaunen aller Beschauer lebendfrisch, wie eine soeben angekommene Sendung der Nordseefischerei. Und genau so, wie in Aegypten, wo es seit den Regierungstagen des Kabinetts Joseph und der Vetterleswirtschaft dieses eingeschmuggelten Finanzministers keine eigentliche Volkserregung mehr gegeben hatte, gerieten die zahllosen Teilnehmer der Ausgrabungsexpedition in einen unbeschreiblichen Rausch, als im hellsten Sonnenglanze die beiden Pharaonen mit ihrem weißen Rößl erschienen. Das Wunder aber vollendete sich, als sich herausstellte, daß das angebetete Roß samt seinem Gefolge in den beiden Ursprachen vollendet, wie zu Lebzeiten, sprach. (Während Tutankhamen und sein Lieblings[illegible] bekanntlich bisher trotz allen Bemühungen des Khediven blamablerweise den Mund noch nicht aufgetan haben.) Die jahrtausendealte Gegnerschaft jener ägyptischen Urstämme, die in den Provinzen zwischen dem sogenannten Gesundbrunnen und den Tauentzienpyramiden hausen, und den liebenswürdigeren Völkerschaften, die einander an den altägyptischen Losungsworten [illegible] und Nockerl und Beuschl erkennen, trat dabei kräftig und überzeugend hervor. Dies alles vollzog sich auf der Bühne des Dresdner Schauspielhauses. Mit Musik und künstlicher Höhensonne und Nildampfer und Blumen. Welche letzteren von einer glühenden jungen Dame dem Leiter des Unternehmens, Alfred Meyer, beim Abschluß der großartigen Demonstration unter begeisterter Zustimmung aller Anwesenden zugeworfen wurden. Worauf Alfred Meyer mit dem geschichtlichen Spruch der Tauentzien-Sphinge antwortete: „Det Jeschäft is richtig!"

Das Gefolge des weißen Rößls ist reich und glanzvoll. Ich zähle, noch ganz erschüttert von dieser ungeahnten Wiederbelebung, nur einige typische Erscheinungen auf. Da ist vor allem die bildschöne Wirtin des weißen Rößls Josepha Vogelhuber, sonst auch Antonia Dietrich genannt. Nachdem sie mit strahlender Salzkammergutsonne eine Weile durchleuchtet war, blühte sie auf wie eine Rose und verstreute freigebig Duft und Farbe ringsum. In der echten Nockerl-Sprache, die so ergreifend ist, weil sie in den nordischen Stämmen stets die Sehnsucht nach dem Süden weckt. Darauf beruht nämlich der eine unzerstörbare Reiz des Weißen Rößls. Der andre, den Amenophis Blumenthal und Ramses Kadelburg klug erkannt hatten, wächst aus der Miterfindung des Publikums. Die Leute werden richtig zu jedem anmutigen altägyptischen Mißverständnis und zu seiner Lösung, zu jeder Ueberraschung sozusagen hingedichtet. Immer wissen sie es eine halbe Minute früher als der Akteur, wozu das führen muß. Deshalb erwacht in den Menschen ein schöpferisches Gefühl. Sie knüpfen Knoten und lösen sie. Und freuen sich wie die Kinder, weil sie's so gut können.

Freilich müssen da nun solche Eingeborene dabei sein wie der Zahlkellner Leopold (Willi Kleinoschegg), überwältigend durch seine unbedingte Echtheit und dabei so liebenswürdig komisch, daß man ihm und der Wirtin einfach bei offener Szene zujubelte. Und dann ein Philosoph wie Erich Ponto, so viel tiefer und rührender, als man es je geahnt hätte. Förmlich ein Geschöpf aus den Tagen Eichendorffs, das seine Wanderfreude und den Dank für die Gunst Gottes wie eine Jubiläumslerche mit rührend zittriger Silberstimme in die Sonne hineinsang. In andern anmutigen und lustigen Gestalten erkannte man Alexander Wierth, erfüllt von dem Geheimnis ewiger Jugend und Lebensbejahung, und Jenny Schaffer, die ihm ganz selbstverständlich verfallen mußte, und Paulsen, der so geschickt und freundlich trotz einer Naivetät aus der dritten Dynastie über sehr flache Untiefen den Weg fand. Und dann vor allem, was Alfred Meyer selbst bei dieser fabelhaft gelungenen Ausgrabung vorführte. Dies bleibt überwältigend. „Wenn ick Dampfboot fahre, will ick jriene Aale essen." Oder wenn er auf die Tochter zeigt, die Brosamen in den Wolfgang-See wirft: „Da steht se und füttert die Bücklinge." Niemand kann das mit solcher Beherrschung nicht nur der antiken Sprache und des Dialekts, sondern so geradezu wortkörperlich von sich geben. Es ist zum Schreien. Und es wurde geschrien. Nicht wie bei Hinkemann. Ganz anders. Die befürchtete Gegendemonstration gegen Blumenthal und Kadelburg blieb aus. Grund genug war ja gegeben. Der Verein zur Veranstaltung padderiotischer Kundgebungen konnte diese Komödie auch nicht, und das Altägyptische der Urheber erschien hinreichend verdächtig. Indessen erweckte der Roßkult Vertrauen. Und so wurde auf Meyer nur mit Blumen geschossen . . .

Das Nildampfboot trug den Namen Fanny. Es ist klar, daß Giesecke-Meyer auf dieser Fahrt siegen mußte. Eingeweihte munkeln, daß seine heitere Geliebte diesen Namen führt. Adolf Mahnke erkannte richtig die Kraft solchen Schiboleths. Die Sonne strahlte, wie sie zwischen Wolfgangsee und Mondsee und Attersee strahlt, und der Regen regnete, wie er nur in jenen gesegneten Gefilden regnet, wo man ihn geradezu lieben lernt. Weil er so gesellig macht und einen immer wieder zusammenführt. Heiterkeit strahlte auf. Und wohlgegründete Zufriedenheit mit einer Ensemblekunst, die man anderwärts lange suchen kann. Auch wenn's nur um's Weiße Rößl geht. (Von dem theaterfremde Problemdichter allerhand lernen können. Unter anderm, wie man guten Schauspielern gute Möglichkeiten gibt.)

Diese Ausgrabung ist also weitaus die gelungenste, von der man seit langem gehört hat. Man erwartet, daß wenigstens nach der dreißigsten Vorführung Meyer sich endlich den „Maschinenbauern" zuwende. Da wird er erst Sachen zutage fördern!... Inzwischen gehn die Wallfahrten zum „Weißen Rößl". Und Rentenpapyros häufen sich im Gewölbe der Pyramide.

Julius Ferdinand Wolff.

= **Programm für Donnerstag.** Opernhaus: „Eugen Onegin", 7. — Schauspielhaus: „Judith", 7. — Neustädter Schauspielhaus: „Magdalena", ½8. — Neues Theater (in der Kaufmannschaft): „Das Nürnbergisch Ei", ½8. — Residenztheater: „Mädi", ½8.

= **Mitteilung des Neustädter Schauspielhauses.** Die Bayrische Landesbühne ist noch für Donnerstag den 6. März zu einem letzten Gastspiel verpflichtet worden. Zur Aufführung gelangt „Magdalena", Volksstück in drei Aufzügen von Ludwig Thoma.

= **Mitteilung des Neuen Theaters.** Donnerstag abends ½8 Uhr: „Das Nürnbergisch Ei". Volksbühne Nr. 8201—8400. Freitag abends ½8 Uhr „Der Schildpattkamm". Volksbühne Nr. 8401—8600.

= **Mitteilung des Residenztheaters.** Am nächsten Freitag gelangt die Operette „Mädi" zum 75. Male zur Aufführung, und Sonntag nachmittag ¼4 Uhr geht zu kleinen Preisen das Weihnachtsmärchen „Herr von Nußknacker" zum 50. und letzten Male in Szene.

Eugen Onegin

In neuer Einstudierung

Issai Dobrowen hat Tschaikowskis „Eugen Onegin" in neuer Gestalt nach jahrelanger Pause zu einem Erfolg gebracht, der kaum vorauszusehen war. Mit ihm als Inszenator hat „Boris Godunow" vor Jahresfrist seine seither zum Vorbild gewordene Dresdner Ausstattung erhalten. Als Dirigent hat er im letzten Herbst die Musik seiner Heimat, hat er Tschaikowskis „Pathetische" den Deutschen näher gebracht, als man je geahnt. Und nun diesen „Onegin", den er ganz allein als Spielleiter und als Dirigent nachschuf. Als Lohn für eine Gastfreundschaft, die ihm, dem Russen, Dresden nur zu gern bereitet.

Was unsre Staatsoper zu leisten vermag, über welch reiche Kräfte sie verfügt, welch vornehmer Stil dem Ensemble innewohnt: das zeigte dieser Abend. Er zeigte es im Dienste eines Werkes, das sicher nicht zu den erhabensten der Opernliteratur zählt, das aber, wenn man vor allem seine Theaterwerte berücksichtigt, ein wirkungsvolles und menschlich ergreifendes [illegible], dessen lyrische Schönheiten unbestritten, dessen saftige, melodienschwelgerische Musikalität unterhaltsam ist. Eine Oper wie „Eugen Onegin" darf eben nur dann auf der Bühne eines großen internationalen Theaters erscheinen, wenn alle Vorbedingungen für eine glänzende Aufführung gegeben sind. Sie gründlich mit einem genialen Spürsinn gesucht und gefunden zu haben, ist Dobrowens Verdienst. Nicht minder, sie so beglückend benützt zu haben.

Aus der früheren Aufführung stand bloß Plaschke als Onegin zur Verfügung. Alle andern Rollen waren neu besetzt. Er tritt mit einer unbeschreiblichen Sicherheit in die Erscheinung, bringt eine Ueberlegenheit, eine ans Lasterhafte grenzende Weltmannsgewandtheit mit, die bereits zum Beginn die ganze Tragik des Geschehens ahnen läßt. Ihm muß Tatjana verfallen, und alle Lenskis müssen vor ihm weichen. Hirzel als Lenski hatte große Momente. Aus mehr besteht die Rolle kaum. So frei, so sicher, bewußt in allem, von nichts gehemmt, sah man ihn noch nie. Er konnte mit seiner schönen, breit ausladenden Stimme alles hergeben und fand Töne, die tief ergriffen. Maria Rößler-Keuschnig als Larina, eine Gutsherrin vornehmster Prägung, rührend in ihrer Mütterlichkeit, im ersten Quartett stimmlich imposant, im ganzen schauspielerisch meisterhaft. Daneben Helene Jung als Olga voll natürlichem Mädchentums, erfrischend in ihrer Natürlichkeit. Elfriede Haberkorn eine rührend besorgte Amme. Dann Bader in der anspruchsvollen Rolle des Fürsten von scharf geprägter Ritterlichkeit, Lange als Franzose